

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wilh. Krüger-Luckau: Der Luckauer Busch einst und jetzt.

besonders anziehenden Anblick, weil wohl die Mehrzahl der Herrschaften, die Jugend geschlossen, in Kostümen (Volks- und historischen Trachten) erschienen war. In den allgemeinen Tanz waren noch einige Intermezzos eingelegt worden: so tanzte die Königliche Hofschauspielerin Fräulein Erna Nitter einen Cake-walk und später tanzte dieselbe Dame und Fräulein Alice Frickert noch zwei reizende Menuetten. Während der Kaffeepause trug Fräulein Nitter noch einige humoristische Gedichte vor, nämlich Nausikaa und Geschichten. Auch in diesem Jahre hatte unser liebenswürdiges Mitglied Herr Hofjuwelier Telge einige künstlerische Angebinde gestiftet, in Form von zierlichen Broschen, die den Damen überreicht wurden, welche ihre Kunst in den Dienst der schönen Sache gestellt hatten.

Der Luckauer Busch einst und jetzt.

Vom Lehrer **Wilh. Krüger-Luckau.**

Neben dem Spreewalde ist einer der interessantesten, leider wenig bekannten Landstriche der Lausitz der Luckauer Busch. In früherer Zeit ein fast undurchdringliches Moor, war er auf der Südseite eine natürliche Schutzwehr des einst als uneinnehmbar geltenden Luckau. In den Gefechten des vorigen Jahrhunderts gewährte der Busch den flüchtenden Bewohnern eine sichere Zufluchtsstätte. Leider hatte man bis dahin von dieser weiten Fläche nur einen ganz geringen Gewinn. Als man vielfach begann, große Wüsteneien der Kultur aufzuschließen, als sich deutlich der Fortschritt der Kulturarbeiten bemerkbar machte, als sich durch rationellen Landwirtschaftsbetrieb die Einnahmen immer mehr erhöhten, als durch umfassende Meliorationsarbeiten in den letzten Jahrzehnten große Landesteile in erfolgreiche Bearbeitung genommen wurden, die einen regelmäßigen guten Erfolg lieferten, da begann man auch nach und nach an die Nutzbarmachung unseres Busches zu denken. Ein Teil der Arbeit ist nun schon getan, ein großer Teil derselben ist aber noch zu überwinden, und unser Busch wird ein trefflicher Beweis für die Nutzbarmachung der einstigen grundlosen Wildnis sein. Nur noch wenigen unserer Ältesten ist es vergönnt gewesen, den Busch in seiner Urgestalt gesehen oder besucht zu haben. Da in Chroniken und sonstigen Schilderungen vollständig unzureichende Nachrichten über die Gestaltung des Busches vorliegen, und der jetzigen Generation infolgedessen jedwede Vorstellung von derselben fehlt, so liegt wohl die berechtigte Veranlassung nahe, den etwa noch vorhandenen Überlieferungen nachzuspüren und auf Grund von Studien und Schlußfolgerungen dieselben zur einem Bilde zu gestalten.

Im Süden der Stadt dehnt sich zwischen Luckau, Görlsdorf, Beesdau und Goßmar der Busch aus, ein ca. 1000 ha großes Areal. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war er, obwohl der Stadt und zum kleineren Teile den anliegenden Dörfern gehörig, gleichsam ein herrenloses Land. Der Volksmund gliederte das weite Terrain in den Vorderbusch vom Kiebitzberge bis zum Borchelt und in den Hinterbusch vom Borchelt bis Beesdau. Noch um 1830 war der ganze Busch eine Wildnis, in der sich selbst die Anwohner verirren konnten. Ein weites sumpfiges Land, das im Winter vollständig unter Wasser stand, welches im Süden bis dicht an den Stadtgraben heranreichte, bestanden von teilweise vorkommenden Erlenbüschen, Birken, Ebereschen, Weidengestrüpp, Rohr und schilfigem Grase, bot es dem mancherlei Raubzeug und Wild ein gutes Versteck. In den vielen flachen und tiefen, schmalen und breiten Gräben wimmelte es von zahlreichen Fischen. Hirsche, Rehe, Fischottern, Wasserhühner, Gänse und Enten fielen dem Jäger zur Beute; außerdem belebten Tausende von Rohrsperrlingen, Staren, Möven und Eisvögeln den eigenartigen Landesteil. Unter den mancherlei Arten von Fischen gilt besonders hervorzuheben der Reichtum an Quappen und Peizgern, die in dem ausgebreiteten Wurzelwerk des an den Gräben sich entlang ziehenden Buschwerks eine ruhige Entwicklungsstätte fanden. Die zu Tausenden vorhandenen Blutegel sind vollständig ausgegangen.

Daß in älterer Zeit auch noch anderes Getier¹⁾ diese Wildnis belebte, beweisen die zahlreichen Funde, die die Torfmacher zu Tage förderten und die Chroniken der Nachbarstädte. So schreibt Lehrer Fahlisch in seiner Chronik von Lübbenau, daß im 16. Jahrhundert neben Wölfen, Bären, Auerochsen auch noch Elen im Spreewalde gelebt hätten. Unser Busch war seinem Charakter nach dem Spreewalde vollständig gleich; also ist der Schluß berechtigt, daß um diese Zeit auch unser Busch noch von diesen Tieren belebt war und ein Herüberwechseln des Wildes aus dem Spreewalde nach dem Luckauer Busch und umgekehrt stattfand. Unsere Lokalgeschichte hat es sich ja leider wenig angelegen sein lassen, dahingehende Nachforschungen anzustellen. Immerhin dürfen wir unsere Vermutung als Behauptung aufstellen und

¹⁾ Bemerkenswert sind folgende Bestimmungen aus dem Provinzialrecht des Markgrafentums Niederlausitz, redigiert nach den Beratungen und Beschlüssen des vom 27. Februar bis 10. März 1842 versammelt gewesenen Kommunal-Landtages des Markgrafentums Niederlausitz: Hirsche, Rebböcke, hauende Schweine oder Keiler, Erpel oder Enteriche zu schießen, ist das ganze Jahr hindurch erlaubt. Haselhähne können bis zum letzten April, Auerhähne bis zum letzten Mai und Birkhähne bis zum 15. Juni geschossen werden. Wilde Enten und Gänse, Schnepfen und andere Zugvögel sind nur in der Brutzeit zu schonen. Das Schießen junger Hasen und der Einfang junger Schwäne ist nur vom 1. März bis 20. Juni verboten. Bären, Wölfe und andere schädliche Raubtiere können zu allen Zeiten geschossen werden.

finden deren Richtigkeit auch durch Beweise bestätigt. Im strengen Winter 1664 streiften ganze Scharen von Wölfen in der Nähe der Stadt herum. An einen im Jahre 1781 in der Nähe von Bornsdorf erlegten Wolf erinnert heute noch eine sogenannte „Wolfssäule“. Und auch das Elen hat im Busche gehaust, wie zahlreiche Funde von Elchknochen im Torfmoore bestätigen. Auch der Geheime Medizinalrat Dr. Behla fand im Luckauer Moor Elchknochen und wiederholt Elchgeweihe in gut erhaltenem Zustande, da dem Torfe eine konservierende Kraft zukommt. Er hat darüber auf dem Stettiner Anthropologenkongreß 1886 in einem Vortrage: „Die frühere Ausbreitung des Elch in Europa“ berichtet. Das Elen, welches, sich besonders von Rinden, Baumzweigen, Sträuchern, Schößlingen, Moosen, Binsen, Dotterblumen usw. ernährend, im Sommer mit Vorliebe morastige, wasserreiche Gegenden, im Winter zum Schutz die nahen Wälder aufsucht, fand gerade in der Lausitz und besonders auch im Luckauer Busch, wie in anderen sumpf- und moorreichen Gegenden unseres Vaterlandes einen guten Nährboden. Wenn wir uns nun bei dieser Gelegenheit die Frage vorlegen, warum das Elen mit einem Male aus unserer Gegend verschwunden ist, so wird die Antwort dahingehend lauten, daß nicht klimatische Veränderungen, sondern die Ausrottung der Wälder, die Austrocknung der Sümpfe, die besseren Feuerwaffen und die größere Jagdgeschicklichkeit dieses Wild verdrängt haben. Ja heute ist sein Aufenthaltsgebiet trotz aller Verordnungen schon ganz nach dem Norden zurückgeschoben, so daß es nicht ausgeschlossen erscheint, daß durch die weiter fortschreitende Kultur, durch eine Seuche und andere Umstände das Elen bald das Schicksal ereilen kann, das bereits eine andere Hirschart, den Riesenhirsch, das Schicksal des Aussterbens betroffen hat. In Preußen haben wir nur noch einen verhältnismäßig kleinen Bestand: Der Forst Ibenhorst bei Memel.

An dieser Stelle muß auch betont werden, daß unsere Luckauer damals in der guten alten Zeit lebten, die so mancher heute noch zurückersehnt, in welcher Fischerei und Jagd „frei“ waren. Wer damals nach Holz oder Gras in den Busch kahnte, der führte gewiß auch seine Feuerwaffe mit sich. Ja, mancher Handwerker, der sicher besser getan hätte, im Interesse der Familie seinem Berufe nachzugehen, und der vielleicht auch geschickt war, auf dem goldenen Boden des Handwerks seine Familie zu ernähren, der lungerte lieber Tag für Tag im Busch herum und verfiel auf diese Weise in ein Bummelleben. Als sich dann die Unfälle infolge des Schießens mehr und mehr häuften, wurde das Jagen verboten und die Berechtigung um 1850 verpachtet. Vereinzelte schmale Stege, die nur im trockenen Sommer zu begehen waren, auch mehrere Überbrückungen nach Art der alten Spreewaldbänke am Nordrande gewährten den Zugang zu dem Busch. Verhältnismäßig gering

wurde diese Wildnis nutzbar gemacht. Alljährlich gestattete der Rat den Bürgern eine mit Strohbandern abgegrenzte Fläche abzuholzen. Sobald das Eis im Winter das gefahrlose Passieren gestattete, ertönte eines Tages aus dem Busche heraus ein starker Schuß, und jung und alt zog nun eiligst mit Schlitten ausgerüstet hinaus, um das notwendige Brennmaterial auf der bezeichneten Stelle einzuheimsen. Daß diese Wallfahrt stets von allen möglichen lächerlichen und tragikomischen Vorkommnissen begleitet war, darf wohl als selbstverständlich angenommen werden. Wie mögen die Lachmuskeln in Tätigkeit getreten sein, wenn dieser oder jener über einen der zahlreich vorhandenen Baumstümpfe oder „Kupen“ stolperte oder neben demselben mit Wehegeschrei durch die dünne Eisdecke in den Sumpf sank und ein gesundheitsförderndes Moorbad nahm. Recht unangenehm empfand ein großer Teil der Bürgerschaft die milden Winter, in welchen der Rat das Holzholen wegen der damit verbundenen Gefahren nicht gestattete. Und ganz enttäuscht war man, wenn man später seine Rechte geltend zu machen suchte und den Holzbestand nicht mehr vorfand. Die Vorstädter hatten trotz des Verbots des hohen Rats rechtzeitig „gebuseht“, auch Streuling und Rohr in reichem Maße gesammelt, und in so vorsichtiger Weise, daß selbst der Buschpfänder anscheinend nichts davon gemerkt hatte.

Über die früheren Wasserverhältnisse und den Luckauer Busch in sanitärer Beziehung hat mir Dr. Robert Behla, der mehr als 25 Jahre hier als Arzt und Kreisarzt tätig war, in dankenswerter Weise folgende äußerst wertvolle und interessante Mitteilungen gemacht:

„Der ausgedehnte Busch, früher sehr feucht, hatte torfigen Untergrund, war dicht mit Erlen und Eichen bewachsen und jährlichen Überschwemmungen ausgesetzt. Der hohe Grundwasserstand und die südlich gelegenen Zuflüsse der Berge, das Beesdauer und Goßmarer Fließ mit ihren vielfachen verzweigten Gräben andererseits, brachten Stauungen mit sich, mit wenig fließendem stagnierendem Wasser, in dem vegetabilische Substanzen in reicher Menge der Zersetzung anheimfielen. Dazu kam, daß der sehr unregelmäßige, hohe Ufer entbehrende, versandete weitere Flußlauf der Berste im Norden der Stadt keinen Abfluß gestattete, so daß der Busch im wahren Sinne des Wortes einem fortwährend stagnierenden Sumpfe glich. Es ist selbstverständlich, daß diese mißlichen Wasserverhältnisse zu vielfachen Beschwerden seitens der Adjazenten Veranlassung gaben über Wiesen- und Ackerüberschwemmungen, über Mißernten des Wiesenheus, der Feldfrüchte usw. Mehrere dicke Aktenbände liegen vor betreffend die Räumung des Berstefließes von Beesdau bis Golzig und weiter, sowie die wegen des Wasserstandes der Berste und deren Anstauung gepflogenen Verhandlungen, welche bis auf das Jahr 1805 zurückreichen. Es wurde, so gut es ging, Abhilfe geschaffen. Sie beschränkte sich meist darauf, daß der Besitzer

der Golziger Wassermühle gezwungen wurde, die Schützen zu ziehen, um den Wassermassen Lauf zu lassen. Aber mit den Jahren stellte sich immer klarer heraus, daß diese Maßregeln nicht genügten. Der unregelmäßige Lauf der Berste, die niedrigen Ufer, die Versandung und Verkrautung, die fortwährenden Klagen der Einwohner Luckaus über die Überschwemmungen des Stadtbusches usw. ließen die Notwendigkeit einer durchgreifenden Bersteregulierung als dringend hervortreten. Das Königl. Landratsamt in Luckau und die Königliche Regierung in Frankfurt a. O. nahmen sich der Angelegenheit an; es wurden von Fachmännern Gutachten eingeholt, die Arbeiten in Angriff genommen, aber es vergingen Jahre, Jahrzehnte, ehe die Bersteregulierung definitiv zu Stande kam. In den sechziger Jahren schließlich wurde eine Schauordnung von der Königl. Regierung erlassen, welche die Verhältnisse fortan regelte. Die Vorflut der Berste von der Beesdau-Luckauer Grenze und die Zuflüsse waren somit gesichert, die Abzugsgräben im Busch gereinigt, die sogenannte „Kahnfahrt“ im Luckauer Stadtbusch gerade gelegt, Tiefe, Breite, Uferhöhe der Berste normiert, Säuberschwellen angebracht und Bestimmungen getroffen, daß in jedem Jahre eine Schaukommission den Flußlauf von Beesdau bis Lübben, dem Ort des Eintritts der Berste in die Spree, einer Besichtigung unterzog. Wesentliche Verdienste um das Zustandekommen der Bersteregulierung haben sich der nachmalige Ministerpräsident Otto v. Manteuffel und der Königliche Landesökonomierat Dr. Koppe in Beesdau erworben. Sehr bald besserten sich die Verhältnisse im Luckauer Busch.

Diese Bersteregulierung hatte nicht nur einen eminent wirtschaftlichen Nutzen, sondern auch einen großen sanitären Erfolg. Es ist bezeichnend, daß bei den vielen Beschwerden der damaligen Zeit unter den Gründen zur Herbeiführung besserer Zustände niemals, mit keinem Wort, der sanitäre Grund genannt ist. Der Sinn für die Aufgaben der Hygiene war noch nicht erwacht. Die Chronik von Professor Petter erwähnt, daß Luckau wegen seiner Lage in einer sumpfigen Niederung in früheren Jahrhunderten unter anderem sehr am Sumpffieber zu leiden hatte. Nach authentischen Nachrichten von Ärzten und den Aussagen älterer noch lebender Luckauer grassierte unter den Einwohnern das „kalte Fieber“ so heftig im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, daß es zu den gewöhnlichsten und häufigsten Krankheiten in der Stadt zählte, und es wenig alte Leute gibt, die nicht in ihrer Jugend von dieser Krankheit befallen waren. Erwachsene wie Kinder erkrankten daran. Die gewöhnlichste Form war die Quotidiana, aber auch die Tertiana war nicht selten. Beobachtet wurde auch die Quotidiana duplex, ante ponens und post ponens und vielfach larvierte Formen. Nicht selten waren auch schwere perniziöse Formen, Cachexie, Blutarmut, sedematöse Schwellungen etc., weil die Krankheit oft sehr lange

den ganzen Sommer und Herbst bis in den Winter hindurch dauerte und Rezidive an der Tagesordnung waren. Es ist interessant mitzutheilen, welche Volkserfahrungen noch heute im Munde des Volkes leben. Es heißt: es wurden nur Personen krank, welche im Busch zu tun hatten. — Es wurden die Personen besonders befallen, welche sich sehr früh Morgens oder spät Abends im Busch aufhielten, vor allem die Pfänder und Hirten. — Wer im Kahne fuhr, bekam das Fieber leichter als die, welche auf den Ufern gingen; wer auf dem Kiebitzberge, einer sandigen Erhöhung im Busch, arbeitete, wurde meist verschont. — Namentlich im Juli ereigneten sich die meisten Erkrankungen; dieser Monat war sehr gefürchtet. — Wer anscheinend geheilt, wieder in den Busch ging, erkrankte von neuem. — Der Pfänder wurde das Fieber garnicht los. — Kinder erkrankten regelmäßig, wenn sie „im kleinen Bad“, einer Badestelle in der „Kahnfahrt“, abends gebadet hatten. — Nach großen anhaltenden Überschwemmungen, „wenn der Busch blank stand“, hörten meist die Erkrankungen auf, ebenso zum Winter, wenn es frühzeitig fror. Offenbar bildete der Busch einen Malariaherd schlimmster Sorte; die notwendige Arbeit zur Sommer- und Herbstzeit in diesem Terrain machte die Patienten immer wieder rückfällig. Was Wunder? wenn das Chinapulver, weil es nicht helfen wollte, in Mißkredit kam und dem Aberglauben Tor und Tür geöffnet wurde, um so mehr als die früher wendische Bevölkerung dazu sehr neigte. So galt als Volksmittel: Essen von rohem Meerrettich, von Salat (mehrere Tage hindurch allein diese Speise), Essen von Mutterkorn, Roggenährenblüten (7 Stück), von Milchhirse (3 Tage hintereinander). — Sehr im Schwange war folgendes Verfahren: Der Patient mußte am Tage mittags 12 Uhr eigenen Urin ins Grab gießen, wenn jemand begraben wurde und dabei den Namen Gottes anrufen. — Ferner: wenn das Fieber garnicht nachlassen wollte, sollte man an fließendes Wasser gehen zur Mitternachtszeit, sich Wasser über den Kopf gießen und dabei folgenden Spruch sagen: „Der Fuchs hat keine Lunge, die Taube hat keine Galle, hier lasse ich mein 77. Fieber fallen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dies mußte 3 mal wiederholt werden. — Man sollte, „um das Fieber loszuwerden“, im Felde an eine Grenzfahre gehen, dort ein Loch graben, einen Löffel Salz in einen Lappen binden, diesen an den Mund nehmen und dann in das Loch legen, wieder Erde darüber werfen und dabei sprechen: „So vertrockne mein Fieber im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — Es gab auch vielfach Symphatiemänner und -frauen, welche das Fieber versprachen. Im nahen Spreewalde existierten sogenannte kluge Frauen, welche in unserer Gegend einen großen Ruf hatten. Die größte Autorität besaß eine Frau in Burg. Sie gab ein Stückchen rohen Meerrettich, welchen sie „bepustete“, und den dann der betreffende Patient essen

mußte.“ — Selbst mehr aufgeklärte Leute machten in ihrer Verzweiflung davon Gebrauch. Ein Lehrer, der „nun schon 19 Jahre daran litt“, bekam von einem Sympathiemanne einen kleinen Beutel, in dem ein geschriebener „Spruch“ sich befand, diesen mußte er auf der Brust tragen. Binnen drei Tagen sollte das Fieber weichen etc. —

Man sieht aus Vorstehendem, wie sehr das Fieber damals in Luckau herrschte; ebenso auch an den an der Grenze des Busches liegenden Dörfern Sando, Wittmannsdorf, Goßmar, Beesdau, Görlsdorf, Frankendorf, Freesdorf und Kahnsdorf. Merkwürdig ist, daß mehrere glaubwürdige Leute bestimmt erzählen, daß nach den vorerwähnten Prozeduren und Versprechen das Fieber auf einige Tage und Wochen wegblieb, — dann aber wiederkehrte.

Wie sehr aber das Fieber in der Volksvorstellung Platz gegriffen hatte, ist daraus ersichtlich, daß es in unserer Gegend noch heute gang und gebe ist, von 7 blühenden Roggenähren, die man zuerst erblickt, die Blüten zu essen, um sich vor dem Fieber zu schützen, daß es auf den Dörfern heißt: das Fieber ist 77 erlei, und daß man auf dem Lande bei akuten Erkrankungen, die mit Schüttelfrost beginnen, am andern Tage erfreut ist darüber, wenn das „kalte Fieber“ beseitigt ist. Die Medizin hat angeschlagen, und dies ist oft ein Grund, weiter nichts zu gebrauchen, denn „das Fieber“ ist weg.

Seinen Höhepunkt scheint die Malaria gehabt zu haben in unserer Gegend in dem 3. bis 5. Dezenium des vorigen Jahrhunderts. Nun ist es sehr interessant zu verfolgen, wie Hand in Hand und gleichzeitig mit der Bersteregulierung, die sich mehrere Jahre hinzog, auch das Sumpffieber an Intensität abnahm. Die Affektionen wurden zur Verwunderung der Einwohner in Stadt und Umgegend seltener, mit jedem folgenden Jahre ging die Zahl der Fieberkranken zurück, so daß der damalige Apotheker Jacob über den geringen Chininabsatz klagte. Bemerkenswert sind die Beobachtungen und Angaben des Sanitätsrats Dr. Bahn, der seit 1857 in Luckau praktiziert. Im Anfange seiner Praxis waren die Intermittensfälle, die noch ein Jahrzehnt vorher an Zahl die anderen Krankheiten überragten, schon im Fallen begriffen. Er hat wesentlich mit dazu beigetragen, dieselbe ganz zum Verschwinden zu bringen. Als früherer Militärarzt, in Sumpffiebergegenden vielfach tätig gewesen, war er in der Malariabehandlung sehr erfahren, richtete seine Aufmerksamkeit auf die larvierten Formen und bemühte sich namentlich, die Rezidive durch eine rationelle Chininbehandlung gründlich zu heilen.

Dr. Behla, der sich 1875 in Luckau niederließ, hatte in den siebziger und achtziger Jahren noch sporadisch echte Fälle von Intermittensquoditiana zu behandeln Gelegenheit gehabt. Es waren Patienten, die ihre Erkrankung dem Arbeiten im Stadtbusch zuschrieben, und zwar

dem Erdarbeiten, z. B. Rijolen, Graben usw. Auf den Dominien Beesdau, Görlsdorf, Frankendorf ereigneten sich in jedem Jahre noch einzelne Fälle bei Dienstboten, die am Rande des Busches „geackert“ hatten, eine Beobachtung, die auch anderweitig mehrfach gemacht worden ist. Urbarmachen, Aufwerfen von Erde zu Dämmen, Gräbenziehen usw. werden auch anderswo als Gelegenheitsursachen zum Ausbruch von Malaria beschrieben. Seit 1885 wurde dann keine wirkliche Quotidiana mehr beobachtet. Ebenso wie von Dr. Bahn wurden noch manchmal larvierte Formen, thyphische Neuralgien, Anfang 80 er Jahre behandelt. Indessen, auch diese sind später verschwunden. Nach dem Bekanntwerden des Malariaparasiten wurden in verdächtigen Fällen Blutproben mikroskopisch untersucht, auch in der Influenzazeit manches verdächtige Fieber geprüft, aber niemals zeigten sich die spezifischen Parasiten.

Es fragt sich, was ihr die wirkliche Ursache zu diesem völligen Erlöschen eines circumscribten endemischen Malariaherdes? Wie läßt sich dieses erklären im Lichte der neuen Malariaforschungen? Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir im großen und ganzen den Grund als den richtigen bezeichnen, der auch in anderen Orten sich erfolgreich herausgestellt hat: Die Regulierung des Wasserabflusses und die dadurch bedingte Trockenlegung des Sumpfes. Die Literatur der Malaria kennt bekanntlich eine Zahl anderer Gegenden, wo Drainage, Abzugsgräben, Regulierung des Flußlaufes, Melioration des Bodens usw. mit einem Schlage das Sumpffieber eingedämmt haben, so z. B. in Mecklenburg, Ostpreußen, Holstein, der Propstei bei Kiel usw. Auch das benachbarte Dobrilugk soll früher stark vom „Fieber“ heimgesucht gewesen sein. Dies hat vollständig aufgehört, nachdem die Teiche westlich der Stadt trocken gelegt sind, und der Graben um das Schloß herum kein Wasser mehr enthält.

Worin besteht aber die Wirkung dieser Assanierungsarbeiten? Ist es das einfache Trockenlegen der Oberflächenschichten durch Senkung des Grundwasserspiegels, das Verhindern der Verwesung vegetabilischer Substanzen? Was geht dabei vor im Hinblick auf die neueren Malariaforschungen?

In letzter Zeit ist unsere Kenntnis von der Entstehungs- und Verbreitungsweise der Malaria durch die Arbeiten der italienischen und anderer Forscher, namentlich Robert Kochs geklärt worden. Unzweifelhaft spielt eine gewisse Mückenart, die Anopheles, die Rolle der Übertragung. Diese Mückenart ist nun in unserm Busch nicht mehr zu finden. Nur die gewöhnliche Stechmücke, welche aber nichts mit der Malariainfektion zu tun hat, ist noch vorhanden. Das Verschwinden der Malariamücke (Anopheles) ist erklärlich. Der frühere Zustand des Busches war wie geschaffen zu ihrem Aufenthalt. Die Anophelesmücke legt ihre

Eier gern auf die Oberfläche stehenden oder gering fließenden Wassers, das sich wenig erneuert, Sumpfpflanzen enthält, im Schatten von Bäumen und Sträuchern. Damals hatte der Busch einen sumpfigen, hohen Grundwasserstand, mit beständig durchfeuchteter Oberfläche, mit Rohr, Buchen und Sumpfpflanzen wie Erlen bestanden, eine ruhige Wasserfläche bietend. Nach der Regulierung ist die Oberfläche trocken geworden, Bäume, Sträucher, Rohr, Binsen sind zum größten Teil verschwunden, das Oberflächenwasser hat sich verloren. — Die Anopheles finden keinen Nährboden mehr; die Spezies ist ausgestorben. Heute ist die Malaria in Luckau und Umgegend total verschwunden; auch nicht ein einziger Fall ist in den letzten Jahren vorgekommen. Es ist dies ein prägnantes Beispiel, wie Hand in Hand mit der Trockenlegung ein früherer Malariaherd ganz verschwunden ist. Der Luckauer Busch ist in sanitärer Hinsicht eine gesunde Gegend geworden.

Jahre waren vergangen, ohne daß man sich um eine besondere Nutzbarmachung des Busches bemühte. Selbst als um etwa 1835 die Kunde, daß der Busch brenne, die Einwohnerschaft Luckaus erschreckte, schien noch niemandem der Gedanke gekommen zu sein, daß man diese brennende Erde im Haushalte als Brennmaterial hätte verwenden können. Groß und klein eilte nach dem Borchelt und staunte die wunderbare Erscheinung an. Die Besonnereren bemühten sich eifrigst, tiefe Gräben um die stark qualmenden Brandstellen zu ziehen, um auf diese Weise das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Noch heute sind die Gräben unter der Bezeichnung „großer und kleiner“ Brandgraben erhalten. Hervorgehoben verdient aber an dieser Stelle zu werden, daß die ausgebrannten Flächen bald danach durch entsprechende Bearbeitung in Wiesenland verwandelt worden sind. Sicher hatte man bei dieser Anlage einige Wiesen am Kiebitzberge im Auge, die ebenfalls nach einem Moorbrande, dessen sich vielleicht die damals ältesten Leute erinnern konnten, entstanden sein dürften. Jedenfalls unternahm man zu dieser Zeit die ersten Versuche mit der Nutzbarmachung des Luckauer Busches. Fast ein Jahrzehnt verging wieder, bevor sich weitere Fortschritte zeigten. Zugewanderte, welche sich in Luckau ansiedelten und die Torfgewinnung im havelländischen Luch kennen gelernt hatten, wiesen zuerst auf die zweckmäßige Verwendung des Moores als Brennmaterial hin. Einzelne Besitzer machten infolgedessen mit dem Stechen des Torfes einen kleinen Anfang, gewannen aber alljährlich nur 100 bis 200 Steine, die sie im Hause verwendeten. Schließlich kaufte dann der damalige Fabrikbesitzer Beck um 1850 mehrere hinter der jetzigen Richterschen Schneidemühle gelegene Wiesen und begann, dieselben planmäßig auszutorfen und das gewonnene Brennmaterial zunächst an die ärmere Bevölkerung, die schon längst über die hohen Holzpreise schwere Klage führte und in ihrer Kurzsichtigkeit

einen vollständigen Mangel an Brennmaterial befürchtete, zu einem billigen Preise verkaufte. Da nun durch die Parzellierung des Busches im Jahre 1842 und 1847 ein jeder Hausbesitzer ansehnliche Flächen erhalten hatte, so wurde bald durch die Beck'sche Anregung das Torfstechen allgemein, so daß ein jeder Besitzer sein im Jahre notwendiges Brennmaterial aus seiner Busch-Parzelle durch Torfen zu decken suchte. Leider hatte aber auch diese erste Torfgewinnung noch einen unangenehmen Beigeschmack. In vielen Jahren zeigte sich der Wasserstand so hoch, daß das Einbringen des Torfes mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war, ja es kam sogar nicht selten vor, daß derselbe weggeschwemmt wurde. Erst als man sich zu einer Regulierung der Wasserverhältnisse durch Ziehen von Gräben und Tieferlegung des Berstefließes veranlaßt sah, da konnte die Torfgewinnung, wenn auch zeitweise immerhin mit Schwierigkeiten, jedoch mit Erfolg betrieben werden. Luckau wurde dann im wahren Sinne des Worts eine „Torfstadt“ und ist länger vielleicht als jede andere Stadt der Lausitz, sicher aber bis zur Eröffnung der Niederlausitzer Eisenbahn eine solche geblieben. Wer vor dieser Zeit — besonders im Herbste oder Winter, wenn dicke Luft über der Erde lagerte — sich mittelst des bewußten gelben Wagens dem sonst so freundlichen Städtchen näherte, dem wurde durch die vom Torfdunst geschwängerte Luft der Atem benommen, und der unangenehme Duft übte einen wenig einladenden Einfluß auf den Fremden aus. Als sich dann einerseits durch die neuerbaute Niederlausitzer Eisenbahn die Transportkosten der Kohle verbilligten und andererseits die Arbeitslöhne infolge des Mangels an Arbeitern immer höher wurden, ließ die Torfgewinnung vollständig nach und unser Busch lag wieder fast öde und verlassen da.

Nur den Altertumsforscher sah man noch immer mit Schaufeln und Stecheisen, um durch Nachgrabungen Licht in die älteste Zeit unseres Busches zu bringen. So ist auch die Prähistorie desselben entschleiert worden. Besonders haben sich darum Dr. Behla und Cantor Gärtner, letzterer früher Lehrer in Frankendorf, verdient gemacht. Schon vorher erwähnten wir die Elchfunde, welche vielfach beim Torfgraben zu Tage getreten sind. Der Elch mag wohl bis in das Mittelalter und darüber hinaus hier gehaust haben. Zwei prähistorische Punkte aber sind es besonders, welche Zeugnis davon ablegen, daß der Luckauer Busch schon zur germanischen und slavischen Zeit in der Umgebung besiedelt war, der Goßmarer und Freesdorfer Borchelt. Diese beiden Anlagen, welche zu den sogenannten Rundwällen gehören, entstammen der germanischen und wendischen Zeit. Dr. Behla hat dieselbe in seinem Werk: „Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland“, welches durch einen Ministerialerlaß ausgezeichnet wurde, näher beschrieben. Der Borchelt bei Goßmar, östlich vom Dorf, ist jetzt fast ganz abgetragen und beackert. Nach den dort gemachten Funden ist er eine rein ger-

manische Anlage. Dieselbe wurde im Jahre 1879 von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft unter Virchows Leitung besichtigt. Noch zum Teil erhalten ist der Borchelt bei Freesdorf. Die westliche Hälfte ist jetzt ganz abgetragen. Auch dieser ist von mehreren gelehrten Altertumsgesellschaften besucht worden. Interessant bei dieser Anlage ist die Schichtung der Erdmassen. In ihm und in seiner Umgebung sind eine große Reihe von Altertumsgegenständen gefunden worden. Nach dem darin enthaltenen Topfgerät stammt er aus späterer Zeit als der Goßmarer Rundwall. Er ist eine wendische Anlage. Im Nordosten des Wallinnern wurde von Dr. Behla ein wohlerhaltener Wendentopf, verziert mit der Weilenlinie, gehoben, welcher sich im Berliner Museum für Völkerkunde jetzt befindet. Seiner geologischen Schichtung nach ist das Luckauer Moor ein alluviales Torfmoor zum Unterschied von dem diluvialen Torfmoor bei Klinge (Kreis Kottbus) Letzteres ist bei weitem älter; es entstammt der Eiszeit; dort sind Knochen vom Riesenhirsch, Mammut und anderen vorweltlichen Tieren gefunden worden. Immer aber wird die weitere Kulturarbeit noch manches interessante Stück im Luckauer Busch ans Licht bringen, und es dürfte sich sehr empfehlen, derartige Funde sachkundiger Hand zu übermitteln. Erwähnt sei noch, daß auf den benachbarten Wiesen wiederholt mächtige unbearbeitete Eichenstämme im Torf aufgefunden und auch Urnenfelder mit Lausitzer Typus entdeckt worden sind, wie z. B. in Frankendorf, Goßmar, welche in Behla's Schrift: „Die Urnenfriedhöfe mit Tongefäßen des Lausitzer „Typus“ erwähnt sind. — Nachdem das Torfen aufgehört hatte, galt es, diese weiten Flächen in anderer Weise nutzbar zu machen; denn die Wiesen lieferten ja nur größtenteils geringe Erträge und die Torfstiche minderwertiges Rohr und Streuling. Mit diesen hohen Aufgaben beschäftigte sich denn ganz besonders unser jetziger Landrat Freiherr von Manteuffel. Ihm, der allezeit mit jeder Faser seines Seins für das Wohl und Wehe seiner Kreisinsassen eintritt, ist es denn auch gelungen, den geeignetsten Weg zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu finden und sich für alle Zeit ein bleibendes Denkmal zu setzen. Er ist zunächst bemüht gewesen, der hiesigen Bürgerschaft die Vorteile des genossenschaftlichen Zusammenschlusses klarzulegen und hat dann in der bekannten Dezemberversammlung 1901 die nunmehr in Blüte stehende Weidenbau- und Verwertungsgenossenschaft gegründet, ein Unternehmen, welches ihm dauernd die Dankbarkeit der gesamten Bürgerschaft sichern wird.

Gewiß gab es auch viele Vorsichtige beim Zustandekommen dieser Gründung. — Kein Wunder, denn im allgemeinen sah man ja bis dahin mehr oder weniger jedes Unternehmen mit scheelen Augen an und hielt sich in der Regel für verpflichtet, den Geldsack mit beiden Händen zuzuhalten —; heute ist jeder des Erfolges dieser segensreichen Schöpfung

sicher, und die Mitgliederzahl der Genossen vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Eine große Arbeitslast hat der mit aller Energie und Sachkenntnis vorwärtsstrebende Vorstand geleistet. Mit kleinen Beständen beginnend, verfügt die Genossenschaft heute bereits über ein in Kultur befindliches Areal von 3750 Ar. Wenn man die Kosten bedenkt, welche die Kulturarbeiten einer solchen Fläche verursachen — das Rigolen sämtlicher und Hochlegen einzelner Flächen, die vielen Bodenbewegungen, die Herstellung von Abzugsgräben, das Anpflanzen, das zur dauernden Reinhaltung der Kulturen oft zu wiederholende Behacken — so ist es um so erfreulicher, wenn uns die Tatsache lehrt, daß die Genossenschaft zufriedenstellend arbeitet, und der Gewinn von Jahr zu Jahr ein größerer zu werden verspricht. Die Weidenkulturen bestehen gegenwärtig aus 2500 Ar 2 bis 5 jähriges, 625 Ar 1 jähriges und 625 Ar rigoltes, zur Bepflanzung fertiges Areal; dem von Jahr zu Jahr sich immer weitere Strecken anschließen werden, so daß nach einem Jahrzehnt an der Stelle der einstigen Wildnis sich ein sauberes, in voller Kultur stehendes Weidenfeld befinden wird. Im November, sobald die Weiden entlaubt sind, wird mit dem Schneiden der 2 bis 4 m langen Weidenruten begonnen. Die Ernte betrug in diesem Jahr mehr als 10 000 Ctr. außerdem lieferten die einjährigen Weiden bis 8 Millionen Stecklinge.

Dem Vorstand ist es mit vieler Mühe gelungen, durch das Entgegenkommen der wohlwollenden Behörden das Unternehmen zu einem recht aussichtsvollen zu gestalten.

Unser Busch ist der Kultur erschlossen. Eine weitere noch erfolgreichere Kultur wird vorbereitet; denn die in Aussicht stehende Regulierung des Goßmar-Fließes dürfte die Wasserverhältnisse unseres Busches nur weiter günstig beeinflussen, so daß infolge der Durcharbeitung und der Bodenbewegungen für die Weidenkulturen in späterer Zeit ein ertragreiches Gemüseland hergestellt werden wird. Zu dem steht unser Busch gegenwärtig abgesehen von der ethnologischen Eigenart der wendischen Bevölkerung an landschaftlichen Reizen dem so viel besuchten und hoch gepriesenen Spreewalde wenig nach, so daß er im Sommer unseren Eisenmoorbäd-Gästen durch seine anmutigen Spaziergänge Erholung und Erfrischung bietet und von denselben gern aufgesucht wird.